

ROLF SAKULOWSKI

DIE
ATOM
PRIESTER

THRILLER

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Leonardo Magrelli
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: sourc-e GmbH
Printed in Europe 2025

ISBN 978-3-7408-2478-5

Thriller
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für meine Eltern

PROLOG

Pelkomaa, Nordregion, 19. Juni des Jahres 4037

Die zornige Sonne schlief nicht. Sie umgab sich mit trügerischer Stille, aber sie lauerte. Das konnte er spüren, wie immer, wenn er hier herunterkam. Die zornige Sonne schlief nie. Stattdessen verströmte sie ihre subtile Drohung, auch wenn sie seit Menschengedenken in ewiger Dunkelheit eingeschlossen war. Hieronimus blinzelte. Das unheimliche Tor am Ende des Steintunnels starrte ihn an, als wollte es im nächsten Augenblick auf ihn losspringen und ihn verschlingen. Wie jeden Tag hielt der alte Mann in der Mönchskutte einige Minuten lang inne und ließ den Schauer auf sich wirken. Es war ein aufwühlendes Gefühl, das ihm immer aufs Neue bestätigte, wie wichtig der Dienst war, den er hier versah. Der Achtundsiebzigjährige nickte unmerklich. Dann riss er sich aus seiner Verharrung, wandte sich um und ging mit festen Schritten auf die beiden Männer zu, die in einiger Entfernung links und rechts an den Seiten des Tunnels standen. Als sie ihn kommen sahen, straffte sich ihre Haltung.

»Ehrwürdiger Abt, hier unten ist alles in Ordnung«, erklärte der Ältere von ihnen mit fester Stimme. Dann setzte er hinzu: »Wie immer.«

»Wie immer. Ja«, entgegnete Hieronimus leise. Er musterte die beiden Hünen, die zum Sicherheitsdienst ihres Ordens gehörten und deren Gesichter im Halbdunkel des Felsstollens wie grob geschnittene Masken anmuteten. Dann sagte er: »Bleibt wachsam!«

Noch etwa fünfzig Meter folgte er dem Tunnel. Dann bog er nach links in einen Schacht, in dem eine gewundene Treppe nach oben führte. Die ausgetretenen Steinstufen glänzten matt im Schein der spärlichen Beleuchtung. Hieronimus stieg lang-

sam, aber stetig voran. Er benötigte mehrere Minuten, um die Hauptebene zu erreichen. Sie lag in sicherem Abstand über dem Stollen, den er gerade aufgesucht hatte, befand sich aber immer noch fünfhundert Meter unterhalb der Erdoberfläche. Die besondere Mission des Ordens, dem der alte Mann seit nunmehr vierzig Jahren vorstand, verlangte eine höchstmögliche Unabhängigkeit von den Wirrungen und Wandlungen der geschundenen Weltgemeinschaft. Und so hatten ihre Vorgänger die Abtei einst tief in den felsigen Grund der Nordregion eingeschnitten, als unterirdische Festung, die von Tausenden Tonnen Granitgestein umgeben war.

Am oberen Ende der Treppe holte Hieronimus mehrere Male tief Luft. Nach der Anstrengung des Aufstiegs musste er seine beanspruchte Lunge beruhigen. Außerdem empfand er das Durchatmen als einen Akt der Befreiung, nachdem er den Tunnel mit dem unheilverheißenden Tor hinter sich gelassen hatte.

Genau vor ihm öffnete sich der zentrale Gang der Hauptebene. Er war hell gestrichen und in ein angenehmes indirektes Licht getaucht. An seinen Seiten zweigten in regelmäßigen Abständen Korridore ab, die zu Arbeitsräumen, Laboren, Nährmittelretorten und weiteren Treppenschächten führten.

Hieronimus schritt jetzt zielstrebig aus. Bis zur Großen Zeremonie, die er als Abt leitete und die für jedes Ordensmitglied obligatorisch war, blieb ihm noch genügend Zeit. Er folgte dem Hauptgang etwa einhundert Meter, dann bog er nach rechts und stand kurz darauf vor einer schweren Holztür, die mit opulentem Schnitzwerk verziert war und von einem Türstock aus Sandstein gerahmt wurde. Hinter dem Portal befand sich ein Ort, der Hieronimus viel bedeutete: die Bibliothek des Ordens. Dreizehn Felsenhallen voller Bücher, in denen die Poesie, Geschichte, Wissenschaft und Politik der letzten Jahrtausende bewahrt wurden. Die besten und schlechtesten Seiten der Menschheit.

Der alte Abt öffnete die Tür, durchquerte eine Klimaschleuse

und betrat die domartige Eingangshalle der Bibliothek. Sofort umfing ihn die kühle, trockene Filterluft, die zur Bewahrung des papiernen Erbes notwendig war. Bevor er sein eigentliches Ziel ansteuerte, blieb er für einen Moment stehen und betrachtete den riesenhaften Glaszylinder, der in der Mitte der Halle aufragte.

Die durchsichtige Röhre hatte einen Durchmesser von drei und eine Höhe von fast sieben Metern. In ihrem Inneren türmten sich unzählige Gegenstände übereinander, viele von ihnen abgenutzt oder zerbrochen. Da gab es Molekülcomputer, Impuls Waffen, Hyperimplantate und Miniaturkraftwerke, aber auch Steinwerkzeuge, Holzprothesen, Brenngläser und Tierfallen. Relikte der fast sechzig Menschengenerationen, die die Erde seit der Gründung des Ordens vor mehr als zweitausend Jahren bevölkert hatten.

Die Idee zur Errichtung der Säule hatte einst ein gewitzter Bruder aus der Sektion der Historiker gehabt. Seither warfen die Ordensmitglieder in gewissen Abständen Gegenstände in den Glaszylinder, die sie für Symbole ihrer jeweiligen Zeit hielten. Über die Jahrhunderte hatte sich die Säule auf diese Weise immer weiter gefüllt und führte nun wie ein archäologischer Grabungsschnitt durch die Geschichte. Sie zeigte, dass die Entwicklung der Menschheit bei Weitem kein stetiges Aufwärtstreben war.

Während sein Blick über die Schichten des Zeitenturms wanderte, huschte ein bitteres Lächeln über das Gesicht des Abtes. In alten Schriften hatte er gelesen, wie sich die Menschen vor zweitausend Jahren ihre Zukunft ausgemalt hatten. Ihr Fortschrittsglaube war grenzenlos gewesen. Aber ihre überzüchtete Technologie hatte sie nicht vor den Fehlern bewahren können, die in ihrem Charakter lagen. In ihrem Machtbegehren, ihrer Eigensucht und ihrer Ignoranz. Sie waren nie müde geworden, Zwietracht zu säen und verheerende Kriege anzuzetteln. Und währenddessen hatten sie es unterlassen, den größten Schatz zu achten, den sie besaßen: die Natur.

Millionen waren durch Epidemien dahingerafft worden, und das außer Kontrolle geratene Erdenklima hatte ganze Länderfamilien der Vernichtung preisgegeben. Nach einer Epoche der Hochtechnologie wurden die Menschen auf archaische Überlebensgemeinschaften zurückgeworfen, während sich die Umwelt mit der ihr innewohnenden Kraft erholte. So lange, bis ihre in die Schranken gewiesenen Bewohner zu neuerlicher Hochentwicklung ansetzten. Die Schichtung in der Glassäule zeigte, dass sich dieser schicksalhafte Zyklus mehrmals wiederholt hatte. Im Moment befand sich die Weltbevölkerung in einer Regenerationsperiode und verteilte sich auf eine Vielzahl versprengter Stadtstaaten. Eine verhältnismäßig glückliche Zeit, dachte Hieronimus, während er mit seinen Fingerknöcheln sacht gegen den Zylinder klopfte. Dann setzte er seinen Weg fort.

Das Ziel des alten Mannes lag weit von der Eingangshalle entfernt im hintersten Bereich der Bibliothek. Um dorthin zu gelangen, musste er mehrere Felsensäule durchqueren, in denen dichte Reihen verglaster Regale standen. Hinter den Scheiben zeichneten sich die Rücken Abertausender alter Bücher ab. Eine kleine Anzahl von Ordensbrüdern und Ordensschwestern bewegte sich wie in einer stillen Choreografie zwischen den Regalen hin und her. Sie stellten Schriften für die Lesesäle zusammen, sortierten Bände zurück oder wählten Exemplare aus, die zur Restauration in eines der Speziallabore gebracht werden mussten. Als Hieronimus die in Mönchsroben gekleideten Ordensleute passierte, unterbrachen sie ihre Tätigkeit und entboten ihrem Abt einen stillen, respektvollen Gruß, um sich dann mit neuer Emsigkeit ihrer Arbeit zu widmen.

Hieronimus erreichte die zwölfte Halle und hielt auf die kleine Tür zu, die versteckt hinter der letzten Reihe der Bücherregale lag. Sie bestand aus einer klinkenlosen Stahlplatte, die einen massiven Rahmen ausfüllte. Ohne zu zögern, hielt er seine rechte Hand mit dem Siegelring auf die unscheinbare Markierung an der Wand. Leise zischend glitt der gepanzerte

Türflügel zur Seite. Der alte Mann passierte den Durchlass. Während sich die Stahltür in seinem Rücken wieder schloss, flammte vor ihm ein warmes Licht auf und gab den Blick in ein weiteres Gewölbe frei. Es war der dreizehnte Raum. Das verbotene Zimmer. Ausschließlich zugänglich für den Abt und einen kleinen Zirkel von Vertrauten.

Der Raum hatte nicht annähernd die Größe der davorliegenden Hallen, bot dafür aber ein weitaus glanzvolleres Bild. Sämtliche Wände waren mit altertümlichen Intarsienarbeiten verkleidet. Auf dem Boden lagen kunstvoll geknüpfte Teppiche. Die Mitte der Kammer wurde von einem Schreibtisch aus Edelholz mit dazu passendem Lehnssessel eingenommen. Die eigentliche Kostbarkeit jedoch bestand in den etwa zwei Dutzend Vitrinenschränken, die ringsum an den Wänden aufgereiht standen und die mit Hunderten lederner Folianten gefüllt waren. Sie enthielten das interne Archiv des Ordens. Das Gedächtnis seiner zwei Jahrtausende währenden Existenz. Und die geheimen Zeugnisse der Entscheidungen, die Hieronimus' Vorgänger zum Schutz der Gemeinschaft und ihrer schweren Aufgabe hatten treffen müssen.

Wann immer er einige Stunden erübrigen konnte, kam der alte Mann hierher und vertiefte sich in die antiken Aufzeichnungen. In der Abgeschiedenheit der unterirdischen Abtei waren die Papiere sein Halt und Leitfaden. Die Kraft der Altvorderen, die den Orden trotz aller Widrigkeiten durch die Jahrhunderte getragen hatte, verlieh auch ihm Energie und beugte der Angst vor, die er gleichermaßen fürchtete und hasste. Und die doch immer wieder Besitz von ihm zu ergreifen suchte.

Ehrfürchtig schritt Hieronimus an der Phalanx der Archivschränke entlang. Vor der letzten Vitrine blieb er stehen. Er öffnete die gläserne Flügeltür, ließ seine Augen für eine Weile über die vor ihm aufgereihten Folianten wandern und zog schließlich einen von ihnen heraus. Der Bericht, den er ausgewählt hatte, stammte laut der Beschriftung aus der frühen Phase des Ordens. Aus einer Zeit, in der seine Gründung noch nicht einmal vierzig

Jahre zurücklag. Ob die Eingeweihten damals schon begriffen hatten, welch schwere Bürde ihrer Gemeinschaft für alle Ewigkeit auferlegt war?

Behutsam legte Hieronimus den schweren Band auf den Schreibtisch und ließ sich in den Sessel nieder. Ein paar Sekunden lang betrachtete er den alten Folianten. Dann schlug er den Lederdeckel zurück und begann zu lesen.

Gegenwart

Ihr Blick traf sein Herz wie ein Sonnenstrahl. Völlig unvermittelt durchbrach er im Bruchteil einer Sekunde die Mauer, mit der er seine Seele schützte. Ohne sich im Geringsten um sein inneres Bollwerk zu scheren, erweckte dieser Sonnenstrahl eine Welle prickelnder Aufregung. Ein Gefühl, das er sich seit Langem streng verboten hatte.

Schnell wandte Elias den Kopf ab. Weg von der jungen Frau, die seit zehn Minuten an dem kleinen Tisch neben der Tür seines Stammcafés saß und deren Augen soeben für einen Moment die seinen gefunden hatten. Stattdessen fixierte er nun den stückgerahmten Spiegel an der Wand gegenüber. Betrachtete den sportlichen Fünfundzwanzigjährigen darin, den Jungen mit den kurzen braunen Haaren und dem traurigen Gesicht. Seinem Gesicht. Elias Thomsen. Frischgebackener Studienabsolvent mit Auszeichnung und ohne weitere Pläne. Derzeit täglicher Besucher des Turini-Ecks im Berliner Stadtbezirk Pankow. Er mochte das kleine Café vor allen Dingen deshalb, weil er hier nicht alleine war und trotzdem in Ruhe gelassen wurde. Der Besitzer tauchte nur selten auf, die Bedienung war höflich und dezent. Die anderen Stammgäste suchten ebenso wie er eine belebte Umgebung ohne aufdringliche Geselligkeit. Oder manchmal nur freies WLAN zu einem in die Länge gestreckten Milchkaffee. Wirklich fremde Gesichter sah man hier selten. Aber heute war es anders.

Vorsichtig linste er noch einmal zur Tür. Der Blick der jungen Frau verlor sich jetzt irgendwo im Raum. Was ihm die Gelegenheit gab, die Fremde etwas genauer zu betrachten. Sie war sehr zierlich und mochte nur wenig älter sein als er selbst. Höchstens Ende zwanzig, schätzte er. Das schwarze Haar fiel

ihr in wilden Locken bis auf die Schultern und rahmte wie übermütig das feingliedrige Gesicht. Ihre Haut schimmerte in einer leichten Bräune, was an diesem sonnenintensiven Sommer liegen konnte. Vielleicht hatte sie aber auch südeuropäische Wurzeln, das konnte Elias nicht sicher einschätzen. Jedenfalls fühlte er, dass sie ihn auf eine wunderbare Weise bezauberte. Und das erschreckte ihn.

»Noch einen Cappuccino?«

»Was?« Er zuckte mit dem Kopf nach oben. Vor seinem Tisch stand Nele, die Bedienung aus der Nachmittagsschicht, und zeigte fragend auf seine leere Tasse.

»Willst du noch was trinken?«, half sie ihm auf die Sprünge, als er nicht gleich antwortete.

Sollte er? Oder lieber schnell zahlen und aufbrechen und damit allen Problemen aus dem Weg gehen? Was die einfachere Lösung wäre. Ja, überlegte Elias. Ohne Zweifel die beste Lösung.

»Ich nehme noch eine Tasse«, hörte er sich unversehens sagen und erschrak in derselben Sekunde, aber bevor er sich korrigieren konnte, war Nele schon mit einem flüchtigen »Okay« in Richtung Tresen davongezogen.

Elias sah ihr nach und verfolgte abwesend, wie sie an die Kaffeemaschine trat und seinen Cappuccino zubereitete. Er war wirklich durcheinander, das musste er sich eingestehen. Aber nun hatte er sich einmal entschieden zu bleiben, und allmählich gewann er seine Sicherheit zurück. Sollte er von sich aus noch einmal Augenkontakt zu der Unbekannten suchen? Und dann?

Während er überlegte, kehrte Nele zu ihm zurück und setzte die frische Tasse vor ihm ab. Er nickte ihr zu, murmelte ein bei-läufiges »Danke« und erhielt ein ebensolches »Gerne« zurück. Die Bedienung richtete sich auf und ließ ihren Blick routiniert durch den Gasträum schweifen. Für einen Wimpernschlag stutzte sie, dann ging sie zielstrebig zum Tisch neben der Tür. Neugierig sah Elias ihr nach. Nele steckte den Geldschein, der

dort auf der Tischplatte lag, in ihre Kellnerbörse. Danach nahm sie die Espressotasse, strich das Deckchen glatt und marschierte in Richtung Küche davon. Elias starrte unterdessen zu dem Platz, an dem die fremde junge Besucherin bis eben noch gegessen hatte. Jetzt war er leer. Die Frau war verschwunden.

Nachdem er seinen Cappuccino getrunken hatte, verließ Elias das Turini-Eck. Wie das Café, so befand sich auch seine Wohnung in einer ruhigen und von Mietshäusern aus dem letzten Jahrhundert bestehenden Nebenstraße. Die späte Nachmittags-sonne glitzerte in den Kronen der Linden, die die gepflasterte Fahrbahn säumten. Kein Lüftchen wehte, und die aufgeheizte Luft hing drückend zwischen den Fassaden. Der Fußmarsch dauerte nur wenige Minuten. Dann betrat Elias den kühlen Hausflur der Mietskaserne, die seit sechs Jahren sein Zuhause war. Wie immer schlug ihm der stechende Geruch von Reinigungsmitteln entgegen. Er stieg die Steinstufen hinauf in den dritten Stock. Seine Schritte hallten gleichförmig durch das Treppenhaus und wirkten auf ihn wie die Eröffnungsmelodie des einsamen Abends, der ihn in seinem Heim erwartete.

Kurz darauf betrat er die Zwei-Zimmer-Wohnung. Er hatte sie bei seinem Einzug sparsam und pragmatisch eingerichtet und seitdem nicht mehr verändert. In dem größeren Raum, der ihm als Wohn- und Arbeitszimmer diente, befanden sich neben einer Couch mit einem flachen Glastisch und einem Bücherschrank lediglich noch ein Schreibtisch und ein Drehstuhl. Bilder an den Wänden suchte man ebenso vergebens wie Zierpflanzen oder andere Accessoires, die der Verschönerung hätten dienen können. Fast wirkte das Zimmer unbewohnt. Elias schielte verstohlen hinüber zu seinem Schreibtisch. Die große Tischplatte war bis auf den dunklen Computermonitor und die Tastatur verwaist. Es gab keine Schmierzettel, keine Fotos, keine Stifte oder benutzte Tassen. Keinerlei lebensvolles Durcheinander. Mit dem Ende des Studiums vor einigen Wochen war zu der Ordnung, die Elias ohnehin stets hielt, ein fast mit Händen zu

greifender Stillstand gekommen. Doch das war nur eine Äußerlichkeit. Viel schlimmer war die Leere in seinem Inneren. Eine Leere, die er schon sehr viel länger empfand. Seit jenem düsteren Donnerstag kurz nach seinem neunzehnten Geburtstag, der von einem Augenblick auf den anderen alles verändert hatte.

Dem Tag der Tragödie.

Der Stunde des Abschieds von jeglichem Glück.

Wie immer, wenn Elias von draußen in die Wohnung zurückkehrte, ging er hinüber zum Bücherschrank. Über dem Regalteil befand sich ein Fach, das mit einer Klapptür aus hellem Holz verschlossen war. Einen Moment lang sammelte er sich, dann öffnete er die Tür. In der Mitte des Fachs war ein Bilderrahmen mit einem Familienfoto aufgestellt. Es zeigte vier Personen, die in entspannter Pose in die Kamera schauten. Da waren Elias' Eltern. Sein Vater Martin, ein hochgewachsener Mann mit einem ernsten, aber gütigen Gesicht. Und seine Mutter Nadja, eine schlanke Frau mit Pferdeschwanz und spitzbübischen Augen. Daneben stand eine Jugendliche mit dunklen Locken und dem für ihn schönsten Lächeln der Welt. Jenny, seine Freundin. Der Vierte auf dem Bild war Elias selbst. Er hielt Jenny fest umarmt und strahlte vor Stolz. Nicht ahnend, dass es nur zwei Tage nach dieser Aufnahme einen verheerenden Verkehrsunfall geben würde. Einen Unfall, den er als Einziger von ihnen allen überleben sollte.

Elias schluckte. Eine Weile verlor er sich in dem Foto, das zu seinem neunzehnten Geburtstag entstanden war und dessen Vergrößerung die anderen drei nicht einmal mehr hatten sehen können. Er holte noch einmal tief Luft. Dann schloss er die Schranktür wieder, so behutsam, dass dabei keinerlei Geräusch entstand. Seit er diese Wohnung bezogen hatte, befand sich das Bild in dem Schrankfach. Er würde es nicht aushalten, es offen im Zimmer stehen zu haben. Der Schmerz, den es in ihm auslöste, war zu groß. Aber genauso unerträglich war ihm der Gedanke, das Foto ganz wegzulegen oder gar wegzuworfen. So hatte er die Lösung mit dem Schrein im Bücherschrank ge-

funden, als eine Form der Erinnerung, die er in seiner Trauer gerade noch irgendwie bewältigen konnte.

Ohne wirkliches Interesse trat er ans Fenster und ließ seine Augen über den Hinterhof schweifen. Eine betagte Frau in einer blaugrauen Kittelschürze mühte sich damit ab, Bettbezüge und Laken auf eine Wäscheleine zu klammern. In einer Hofeinfahrt schraubte ein Jugendlicher an einem Moped herum. Auf einem Balkon am gegenüberliegenden Mietshaus goss eine Oma zusammen mit einem kleinen Mädchen die Blumen in drei schief hängenden Kästen.

Während Elias die Szenen dieses Augustnachmittags beobachtete, kehrten seine Gedanken zu der Fremden im Turini-Eck zurück. Wie hatte ihn der kurze Moment ihrer Anwesenheit nur so in Aufruhr versetzen können? Seit dem Unfall hatte er jede emotionale Nähe zu anderen Menschen gemieden, und er war auch keine Beziehung mehr eingegangen. Dabei wäre es ihm nicht schwergefallen, eine neue Partnerin kennenzulernen. An Avancen hatte es nicht gefehlt. Er war durchtrainiert, sah gut aus, und die Frauen fanden ihn offenbar gerade wegen seiner Zurückhaltung attraktiv. Trotzdem hatte er seit Jennys Tod sein Herz fest verschlossen gehalten und niemandem gestattet, zu ihm vorzudringen.

Und vorhin im Café? Was war da anders gewesen? Wieso hatte es diese junge Fremde in so kurzer Zeit geschafft, seine versiegelte Seele anzurühren? War es ihre entfernte Ähnlichkeit mit Jenny gewesen? Die dunklen, lockigen Haare? Das feine Gesicht? Nein, das wäre zu einfach. Da war mehr. Etwas Intuitives, weniger leicht zu beschreiben. Es hatte mit ihrem Blick zu tun. Da war eine forschende Neugier gewesen. Aber es hatte auch eine versteckte Melancholie darin gelegen. Eine Verletzlichkeit, die Elias vertraut war. Und gleichzeitig ein sanfter Trost. Oder hatte er sich getäuscht? Den kurzen Moment überbewertet? Sosehr er sich auch bemühte, seine Erinnerung vermochte es nicht, die Situation ausreichend scharf wiedererstehen zu lassen. Aber die wortlose Begegnung hatte etwas

in ihm erweckt. Und ganz tief in seinem Inneren wünschte er sich, die Unbekannte wiederzusehen.

Am nächsten Morgen ging Elias schon am Vormittag in das Turini-Eck. Das tat er sonst selten, und er war erstaunt, wie wenige Gäste sich um diese Zeit im Café befanden. Der schlaksige Kellner der Frühschicht lehnte an der Anrichte hinter dem Tresen und tippte gelangweilt auf seinem Smartphone herum. Im Hintergrund dudelte leise Radiomusik.

Elias nahm an demselben Tisch Platz, an dem er am Tag zuvor gegessen hatte. Der Kellner kam herübergeschlendert. »Weißt du schon, was du möchtest?«, fragte er ohne besondere Begrüßung.

»Einen Cappuccino, bitte«, antwortete Elias.

»Ein Cappuccino, okay.« Der Schlaksige zog wieder ab. Kurz darauf rasselte die Kaffeemaschine los.

Elias betrachtete den leeren Tisch neben der Tür. Er hätte sich denken können, dass die geheimnisvolle Fremde nicht da war. Wie sollte sie auch? Er war sich sicher, dass sie nicht in der Nachbarschaft wohnte, sonst wäre sie ihm schon früher aufgefallen. Wahrscheinlich hatte sie gestern in der Nähe zu tun gehabt und war nur auf einen schnellen Espresso hereingeschnit. Ein einmaliger Besuch. Vorbei und vergessen. Elias schüttelte den Kopf und grient bitter. Wie naiv er gewesen war, sich ein so unkompliziertes Wiedersehen zu erhoffen. Er hatte es zu Hause nicht ausgehalten, war die Unruhe nicht losgeworden. Musste einfach nachschauen gehen. Selber schuld. Nun saß er vergeblich hier. Andererseits, warum sollte die zierliche Frau nicht später noch vorbeikommen? Vielleicht war sie neu im Viertel, gerade erst irgendwo in der Nähe eingezogen, hatte gestern das Café entdeckt und nett gefunden. Oder sogar ...

Der Kellner brachte den Cappuccino. Elias nahm einen Schluck und lehnte sich zurück. Der Tag war noch lang, und im Turini-Eck wurde niemand gedrängt. Er besaß nichts so viel wie Zeit. Er konnte warten. Bedächtig zog er ein Buch aus seiner

Umhängetasche hervor, einen dicken Roman über Alexander den Großen, den er schon lange einmal lesen wollte. Elias hatte keinen Zweifel, dass ihm das Buch die nächsten Stunden verkürzen würde. So vertiefte er sich in die Lektüre. Und er sollte damit recht behalten. Die Zeit verging wie im Fluge. Nur half ihm das nichts. Die Erhoffte tauchte nicht auf.

Auch den nächsten Tag verbrachte er auf diese Weise, schon weniger erwartungsvoll, aber nicht gänzlich ohne Zuversicht. Doch wieder wartete er vergebens. Ebenso wie am übernächsten Tag. Schließlich war er sich sicher: Die junge Frau würde nicht noch einmal in das Café zurückkehren. Und während der eine Teil von ihm diese Erkenntnis zutiefst bedauerte, sah sich der andere beruhigt, dass ein Aufruhr der Gefühle mit ungewissem Ausgang nun nicht mehr zu befürchten stand.

Seine Besuche im Turini-Eck wurden wieder zu dem, was sie vor dem Auftauchen der Fremden gewesen waren: ein kleines Ritual am Nachmittag, das ihm eine Auszeit von der Einsamkeit seiner Wohnung schenkte, ohne seine selbst gewählte Isolation ernsthaft anzukratzen.

Bei seinem nächsten Aufenthalt ließ er sein Buch zu Hause und beschränkte sich darauf, der Melange aus gedämpften Unterhaltungen und Hintergrundmusik zu lauschen und mehr oder weniger interessiert die Besucher an den umliegenden Tischen zu beobachten. Besonders stach dabei ein junger Bursche hervor, der, wie Elias wusste, in der Versicherungsagentur schräg gegenüber arbeitete. Mit seinem gelten Haar und dem zu groß geratenen Geschäftsanzug sah er aus wie die Karikatur eines Bankdirektors. Heute verlieh er diesem Bild Vollendung, indem er ohne Unterlass in das Kopfhörermikro seines Smartphones schwadronierte und den erbosten Blicken seiner Tischnachbarin mit immer neuen Verdrehungen seines Oberkörpers zu entgehen versuchte. Nach einer Weile senkte Elias den Kopf, um sein Schmunzeln angesichts der skurrilen Szene zu verbergen.

»Möchtest du noch einen Cappuccino?«, hörte er eine Stimme neben sich fragen.

»Gerne«, antwortete er wie automatisch.

»Das ist schön. Dann nehme ich auch einen«, kam anstatt des üblichen »Okay« zurück, und Elias registrierte, dass in der Stimme ein kaum wahrnehmbarer Akzent lag. Verwundert hob er den Kopf. Und stutzte. Es war nicht die Kellnerin, die da an seinem Tisch stand. Es war die Fremde mit den dunklen Locken.

Die Unbekannte hatte ihn kalt erwischt. Elias brachte kein Wort heraus, sondern starrte die junge Frau nur an. In ihrer lachsroten Bluse und der schwarzen Jeans sah sie gleichermaßen leger wie elegant aus. Ihre Locken umspielten ihr Gesicht wie schon beim letzten Mal mit einem Anflug von Verwegenheit, und ihre Augen blitzten vergnügt.

»Du guckst mich an, als wäre ich ein Geist. Habe ich dich so erschreckt?«, fragte sie. »Entschuldige, das wollte ich nicht. Ich hab dich nur gerade hier sitzen sehen. Du hast mich beim letzten Mal so nett angeschaut. Da dachte ich, vielleicht kann ich mich mit einem Getränk revanchieren. Natürlich nur, wenn es dir recht ist.« Sie lächelte. Dann streckte sie ihm die Hand hin. »Ich bin Blanca.«

»Ja, äh, gerne. Ich heiße Elias.« Er nahm ihre Hand und schüttelte sie etwas un gelenk. »Und nein, hast du nicht. Mich erschreckt, meine ich. Ich war nur überrascht. Ich dachte erst, du bist Nele.« Er hob entschuldigend seine Schultern und deutete zum Tresen. »Die Kellnerin.«

»Oh.« Blanca musste lachen, und dieses Lachen war so herzlich und ansteckend, dass Elias unversehens einstimmte. Dann fragte sie: »Darf ich mich denn setzen?«

»Sorry. Klar.« Schnell schob er ihr einen Stuhl zurück. »Bitte.«

»Danke schön.« Mit einer fließenden Bewegung ließ sich Blanca auf dem Platz nieder. Dann winkte sie der Bedienung zu und bestellte zwei Cappuccino.

Es entstand eine Pause. Obwohl sich Elias in den Tagen zuvor eine Rückkehr der jungen Frau erhofft hatte, war er von ihrem plötzlichen Erscheinen und ihrer unbefangenen Art noch immer ein wenig durcheinander.

»Du bist nicht oft im Turini-Eck, oder?«, unterbrach er das

Schweigen endlich und ärgerte sich im selben Moment über die unverkennbare Plattitüde. Schnell schickte er hinterher: »Ich schaue regelmäßig rein, aber ich habe dich hier noch nie gesehen. Bis auf letzten Dienstag natürlich.« Er versuchte, ein möglichst ungezwungenes Lächeln aufzusetzen.

»Ich bin nur zu Besuch in Berlin«, antwortete Blanca. »Ich wollte mir die Stadt schon lange einmal anschauen, und jetzt hat es endlich geklappt. Mein Hotel ist nur ein paar Straßen weiter.« Sie deutete nach draußen.

»Das Lindentürmchen?« Elias war schon ein paarmal an dem kleinen Stadthotel vorbeigelaufen.

»Ja, genau. Ist nett da. Und es kostet nicht viel. Von dort aus mache ich meine Erkundungstouren.«

»Und dabei bist du ausgerechnet hier im Turini-Eck gelandet? Ist ja nicht gerade ein Touristenmagnet.«

»Am ersten Tag bin ich noch ziemlich orientierungslos umhergeirrt. Ich brauchte einfach mal einen Espresso zwischendurch und hab mich in das erstbeste Café gesetzt. Da war ich nicht besonders wählerisch.«

»Na ja, immerhin bist du heute wiedergekommen.«

»Reiner Zufall.« Sie zwinkerte ihm schelmisch zu.

»Eure Cappuccinos.« Nele setzte die beiden Tassen mit einem vernehmlichen Klappern vor ihnen auf dem Tisch ab.

Sie tranken jeder einige Schlucke. Dann erkundigte sich Elias: »Wenn du nicht aus Berlin bist, wo kommst du denn her?«

»Aus Spanien. Aus dem Norden des Landes.« Blanca zuckte die Achseln. »Ein kleiner Ort. Nicht sehr bekannt.«

»Du sprichst ziemlich perfekt Deutsch.« Das Kompliment meinte Elias vollkommen ernst. Bis auf den flüchtigen Akzent hörte sich die junge Besucherin wie eine Muttersprachlerin an.

»Danke, das freut mich. Ich mag Sprachen, und die deutsche besonders. Sie ist schwierig zu lernen, aber wenn man es einmal geschafft hat, dann kann man sich riesig weit darin bewegen.« Blanca breitete die Arme aus. »Wie in einem Ozean voller Wörter, mit unendlichen Möglichkeiten, sich auszudrücken.«

»So habe ich es noch gar nicht gesehen.« Elias schmunzelte.
»Ich spreche ja einfach nur.«

»Glückspilz. Ich musste mich ganz schön abrackern, bis es angefangen hat, Spaß zu machen.«

»Und wo hast du das gelernt?«

»An der Uni in Sevilla. Dolmetscherstudium mit Schwerpunkt Deutsch und Französisch. Und ein bisschen Englisch und Italienisch war auch noch dabei.«

»Dann bist du ein Naturtalent. Vier Fremdsprachen.« Elias hob die Augenbrauen. »Und dann noch Spanisch.«

»Das spreche ich einfach nur.« Blanca grinste.

»*Touché*.« Er grinste zurück.

»Und du? Hast du auch studiert?«

»Ja. Bin gerade fertig damit.«

»Lass mich raten. Irgendwas mit Sport? Ich meine, so wie du aussiehst ...« Blanca ließ ihre Augen neugierig über seinen Körper wandern, was Elias ein bisschen unangenehm war, aber gegen seinen Willen auch erregte.

»Ich war mal auf einer Sportschule, Leichtathletik«, sagte er.
»Aber studiert habe ich etwas anderes.«

»Hmmm.« Auf Blancas Miene flackerte ein schalkhafter Zug auf. »Vielleicht ... Steuerrecht?«

»Na ja, fast.«

»Was?«

»Religionswissenschaft.«

»Ehrlich?« Blanca blickte ungläubig auf.

»So schlimm?«

»Nein!« Sie schüttelte den Kopf. »Was du studiert hast, klingt total spannend!«

»Du findest das spannend?« Jetzt war Elias wirklich überrascht.

»Dein Studium hatte doch bestimmt viel mit Geschichte zu tun«, forschte Blanca nach. »Mit alten Kulturen und so.«

»Ja, das hatte es. Wenn man die Religionen von heute verstehen will, muss man sich auch mit ihrer Vergangenheit be-

schäftigen. Das haben wir gemacht, in Religionsgeschichte. Bis ganz zu den Anfängen.«

»Ich stelle mir das superinteressant vor.«

»Ist es auch.« Elias nickte. »Es ist sogar ziemlich aufregend. Jedenfalls mir geht es so. Aber außerhalb der Uni bin ich damit in meiner Altersgruppe wahrscheinlich ziemlich allein.«

»Heute nicht.« Auf Blancas Miene leuchtete eine sichtbare Begeisterung auf. »Geschichte ist mein Steckenpferd. Das war der Grund dafür, nach Berlin zu kommen. Mir die ganzen historischen Orte hier mal anzuschauen. Und die Museen.«

Elias spürte, wie eine angenehme Wärme in ihm Raum gewann. »Das hätte ich jetzt nicht gedacht. Äh, ich meine ...« Er biss sich auf die Zunge und suchte nach den richtigen Worten. »Dass wir da etwas gemeinsam haben.«

»Es ist schon verrückt.« Blanca hielt den Kopf schräg und schmunzelte versonnen. »Aber offenbar haben wir das.«

Sie nippten an ihren Tassen und saßen in wortlosem Einvernehmen beisammen, während die milde Nachmittagssonne durch die großen Fensterscheiben hereindrang und den Gästeraum mit goldenem Licht flutete.

»Morgen will ich ins Ägyptische Museum«, verkündete Blanca auf einmal. »Möchtest du mich nicht begleiten?« Sie sah Elias unternehmungslustig an.

»Ja, möchte ich«, antwortete er, ohne auch nur einen Moment zu zögern.

Gleichförmig schob sich die Stadtbahn auf ihrem künstlichen Damm durch Berlins Mitte. Durch die offenen Fensterklappen strich der Fahrtwind herein, aber er konnte die drückende Augusthitze in den Waggons nur unzureichend mildern. Die Bahn war dicht an dicht mit Menschen gefüllt, die stoisch auf das Erreichen ihrer Zielstationen warteten.

Elias saß Blanca gegenüber. Die Spanierin hielt den Kopf gesenkt und blätterte schweigend in einem Reiseführer. Statt Jeans und Bluse trug sie heute ein einfaches weißes Sommer-

kleid, das ihre zierliche Figur betonte und einen augenfälligen Kontrast zu ihrer gebräunten Haut und den tiefschwarzen Lockenhaaren bildete. Elias fand seine Begleiterin bezaubernd, und er sah dem gemeinsamen Besuch des Museums mit wohliger Aufregung entgegen. Jetzt war er froh, dass er sich am Ende dafür entschieden hatte, die nächsten Stunden mit Blanca zu verbringen. Was nicht so einfach gewesen war, wie er es sich am Tag zuvor in seinem ersten Überschwang vorgestellt hatte.

Nach ihrem Zusammentreffen im Turini-Eck war er so enthusiastisch wie lange nicht mehr nach Hause gegangen. Doch kaum hatte er seine Wohnung betreten, waren die Zweifel gekommen. Was tat er da gerade? Mit seiner Sympathie für die junge Spanierin fühlte er sich plötzlich wie ein Verräter. Der Blick zum Bücherschrank mit dem geschlossenen Fach, in dem er das Familienfoto wusste, zerriss ihm fast das Herz. Wie eine lauernde Präsenz hing die Trauer der letzten sechs Jahre im Raum und legte sich um seinen Brustkorb. Elias fühlte sich, als hätte er am Nachmittag einen Schritt in ein sonniges Paralleluniversum getan, und nun machte ihm seine eigene Welt klar, wohin er gehörte. Die Bedrängnis lag ihm den ganzen Abend schwer auf der Seele, und auch seine Träume blieben davon nicht verschont. Am nächsten Morgen war er schließlich mit einem tauben Gefühl erwacht. In einem Anflug von Trotz hatte er seine Zweifel ignoriert und war einfach losgegangen. Als er dann die strahlende Blanca am Treffpunkt vor ihrem Hotel erspäht hatte, war es ihm vorgekommen, als wäre er noch einmal in das sonnige Universum zurückgekehrt. Und wenigstens für diesen Tag wollte er darin verweilen.

Mit einem lauten Heulen fuhr die S-Bahn im Bahnhof Hackescher Markt ein. »Wir müssen raus«, sagte Elias und stand auf. Blanca ließ den Reiseführer in ihrer Handtasche verschwinden und tat es ihm gleich. Zusammen mit einem Dutzend anderer Fahrgäste drängten sie hinaus auf den Bahnsteig. Dort reihten sie sich in den Pulk der Menschen ein, die sich in stummer Ziel-

strebigkeit die Treppe hinab zum Ausgang bewegten und in die warme Augustsonne hinausströmten.

Das Ägyptische Museum befand sich in einem von fünf historischen Ausstellungsbauten, die sich auf einer Insel inmitten der Spree erhoben. Der Fluss warf ein Spiel wechselnder Reflexe auf die alten Gemäuer. Elias konnte die Vorfreude seiner Begleiterin spüren, als sie die breite Brücke überquerten, die hinüber auf die Museumsinsel führte. Blancas Augen leuchteten, während sie neugierig umherschaut. Jenseits der Brücke lag ein von Säulengängen umgebener Hof. Dicht nebeneinander schlenderten sie unter den Kolonnaden entlang, bis sie den Eingang eines palastartigen Baus erreichten.

»Voilà, meine Dame. Das Neue Museum mit der Ägyptischen Sammlung!« Elias schwenkte seine Arme in einer übertrieben einladenden Geste in Richtung des hohen Portals. »Bitte nach Ihnen.« Er zwinkerte Blanca zu.

»Danke, verehrter Herr!«, nahm Blanca das Spiel auf, lüpfte ihr Kleid ein wenig und deutete einen Knicks an. Sie zwinkerte ebenfalls, dann verschwand sie mit schwebenden Schritten nach drinnen. Elias folgte ihr in den kühlen Dämmer der Eingangshalle.

Das Museum beherbergte Exponate aus unterschiedlichen Epochen und Kulturen, aber sie entschieden sich dafür, sich auf die Welt des alten Ägypten zu beschränken. So tauchten sie in das Labyrinth aus Hallen und Gewölben ein, die dem einstigen Reich am Nil gewidmet waren. Im Inneren des Gebäudes herrschte eine ehrwürdige Stille. Während sie die archäologischen Fundstücke betrachteten, die steinernen Götterfiguren und Königsbildnisse, die Hieroglyphentafeln und Papyruszeichnungen, versanken sie immer mehr in ihre eigenen Gedanken. So, als hätte die Gegenwart der antiken Relikte sie in einen geheimnisvollen Bann gezogen. Als sie zu einem überlebensgroßen Standbild eines Pharaos kamen, blieb Blanca stehen und hielt ihre Augen lange auf das Gesicht aus dunkelgrauem Gestein gerichtet. Dann wandte sie sich zu Elias um und flüs-

terte: »Verrückt, dass diesen Blick schon die Menschen im alten Ägypten gesehen haben. Genauso wie wir jetzt.«

»König Amenemhet III.«, entgegnete Elias leise. »Die Figur ist über dreitausendachthundert Jahre alt.«

»Du kennst dich aus.«

»Ich war schon öfter hier. Das Bildnis beeindruckt mich immer wieder. Genau wie dich jetzt.«

»Ist schon komisch. Da stehen wir mitten in Berlin, draußen tobt das Leben, und trotzdem habe ich das Gefühl, wir sind ganz weit weg.« Sie sah Elias an und lächelte. »Als wären wir zusammen durch die Zeit gereist. Geht's dir nicht genauso?«

»Ja. Kein Wunder. Das sind alles Originalstücke.«

»Ich freue mich echt, dass ich das hier sehen kann. Und ich finde es toll, dass du mitgekommen bist, obwohl du die Ausstellung schon kennst.«

»Die Sachen werden nie langweilig, egal, wie oft man sie sieht.« Und fast wie zu sich selbst fügte Elias hinzu: »Ich bin sehr gern hier.«

In den letzten Jahren hatte er sich immer wieder in die Antikensammlungen der Stadt zurückgezogen. Nachdem seine eigene Welt kurz nach seinem neunzehnten Geburtstag von einem Moment auf den anderen in sich zusammengebrochen war, hatte er aus der Atmosphäre der Beständigkeit, die die uralten Stücke verströmten, eine besondere Art von Trost geschöpft. Und nun hatte er einen Menschen gefunden, der seine Leidenschaft auf zauberhafte Weise teilte.

»Wollen wir weitergehen?«, riss ihn Blanca aus seinen Gedanken.

»Klar.« Er nickte ihr zu, und sie ließen den steinernen Pharao hinter sich.

Elias und Blanca verbrachten mehr als zwei Stunden in dem Museum. Schließlich traten sie wieder hinaus in das Sonnenlicht, das wie ein gleißender Schirm über Berlin lag. Ein sanfter Wind streichelte sie mit warmer Luft.

»Ich mag noch ein wenig auf der Insel bleiben. Mir gefällt

es hier«, meinte Blanca. »Vielleicht können wir uns irgendwo hinsetzen.«

»Da habe ich eine Idee«, antwortete Elias, dem der Gedanke gefiel. »Komm mit. Ich zeige dir meinen Geheimplatz.«

Sie folgten der beschatteten Kolonnade. Je weiter sie kamen, desto weniger Menschen begegneten ihnen. Am Ende der Anlage stießen sie auf eine hüfthohe Brüstung. Elias sah sich um und versicherte sich, dass sie niemand beobachtete. »Mir nach«, raunte er. Als er Blancas skeptische Miene bemerkte, fügte er grinsend hinzu: »Vertrau mir!« Er setzte sich auf die Barriere und schwang seine Beine auf die andere Seite. Dort ließ er sich auf einen tiefer liegenden Absatz gleiten, von dem aus er hinunter auf eine etwa zwei mal vier Meter große Plattform aus Sandstein gelangte. Sie lag, versteckt in einem Mauerwinkel, direkt über dem Flusslauf der Spree.

Elias blickte zurück und sah, wie Blanca ebenso geschickt über die Brüstung setzte und zu ihm heruntergestiegen kam. »Das meinst du also mit Geheimplatz«, sagte sie mit einem anerkennenden Schmunzeln.

»Ja. Die Stelle habe ich bei einem meiner früheren Besuche zufällig entdeckt. Seitdem komme ich manchmal hierher. Von oben kann uns niemand sehen. Aber wir haben einen schönen Ausblick.«

»Die Aussicht ist sensationell!«

Tatsächlich hatte die verborgene Plattform etwas von einer Loge. Drei Meter unter ihnen gurgelte das Wasser, während sich an der gegenüberliegenden Seite ein buntes Panorama der Innenstadt eröffnete. Spaziergänger bummelten gemächlich über die Uferpromenade, Geschäftsleute eilten vor Bürogebäuden entlang, und auf einem Viadukt zogen rot-gelbe Stadtbahnen vorbei und schickten ein dumpfes Rattern über den Fluss.

Wie auf ein geheimes Kommando ließen sich Elias und Blanca nebeneinander auf dem Steinboden nieder und lehnten sich an die sonnenwarme Mauer in ihrem Rücken. Wortlos betrachteten sie den funkelnden Wasserstrom und das Treiben auf der ande-

ren Flussseite. Elias genoss die Gegenwart der jungen Spanierin, die ihm nicht nur voller Lebensfreude begegnet war, sondern offenkundig auch stille Momente mit ihm teilen konnte. Die Nähe zwischen ihnen machte ihm jetzt keine Angst mehr, und er wünschte sich nichts sehnlicher, als dass es so bleiben möge. Blanca tat ihm gut, das spürte er ganz deutlich.

»Bist du oft hier?«, fragte sie ihn nach einer Weile.

»Manchmal.« Er zuckte mit den Schultern. »Ein- oder zweimal im Monat vielleicht.«

»Und dann sitzt du da und beobachtest den Fluss und die Leute da drüben?«

»Ich komme vor allen Dingen, um abzuschalten. Manchmal auch, wenn ich nachdenken will.«

»Hmmm. Hier kann man bestimmt gut nachdenken.« Sie nickte langsam. »Es ist ein wunderbarer Ort. Danke, dass du ihn mir verraten hast.«

»Das habe ich gerne gemacht.« Elias schaute Blanca an und lächelte behutsam.

Sie schmunzelte in sich hinein. Einige Sekunden verstrichen. »Hast du auch schon andere Frauen mit hierhergebracht?«, erkundigte sie sich dann in beiläufigem Ton.

»Nein. Du bist die Erste.« Er hoffte, dass seine Verlegenheit nicht mitgeklungen hatte. »Für mich war das hier immer ein guter Platz, um allein zu sein.«

»Dann fühle ich mich doppelt geehrt.« Blanca fuhr mit ihren graziilen Fingern über die Sandsteinplatte. »Aber gibt es denn jemanden in deinem Leben? Eine Frau? Auch wenn du sie nicht mit hierherbringst?«

»Du meinst eine Freundin? Nein.«

»Oder einen Freund ...?«

Er schüttelte den Kopf. Es entstand eine Pause. Elias starrte in die Ferne und überlegte. Sollte er Blanca anvertrauen, was geschehen war? Eigentlich kannte er sie kaum. Dennoch empfand er diese unerklärbare Nähe, seit er ihr das erste Mal begegnet war.

»Es gab jemanden. Aber das ist schon länger her«, fuhr es unvermittelt aus ihm heraus. »Eine Freundin. Sie hieß Jenny.«

»Jenny. Ein schöner Name.« Blanca drehte sich zu ihm. »Du hast gesagt ›hieß‹. Weil ihr euch getrennt habt?«

»Wir wurden getrennt.« Er senkte den Blick, dann fügte er hinzu: »Sie ist gestorben.«

»Was?«

»Vor sechs Jahren.«

»Das tut mir leid.« Blanca saß eine Zeit lang da, ohne sich zu rühren. Schließlich fragte sie: »Willst du mir davon erzählen?«

»Es war ein Verkehrsunfall. Zwei Tage nach meinem neunzehnten Geburtstag.«

»Das ist ja schrecklich.«

Elias presste die Lippen zusammen. Dann sagte er: »Jenny ist nicht alleine gestorben. Meine Eltern saßen mit im Auto. Sie sind auch tot.«

»Oh nein! Elias ...«

»Ich war dabei. Aber mir selbst ist überhaupt nichts passiert. Bis auf ein paar Schürfwunden und Prellungen war ich völlig unverletzt.« Er spürte, wie ihm die Tränen kamen. »Ich frage mich bis heute, warum nicht ich tot bin und die anderen dafür leben können.«

Blanca wurde blass. »So darfst du nicht denken. Niemals. Das ist purer Zufall. Oder Schicksal. Keiner hat das Leben weniger oder mehr verdient als ein anderer. In so einer Situation gibt es keine Unterschiede.«

»Doch.« Er sah auf. »Die gibt es.«

»Wie meinst du das?«

»Es ist meine Schuld, dass die anderen gestorben sind. Es war mein Fehler. Ich saß an diesem Tag am Steuer.« Seine Stimme überschlug sich fast. »Ich habe den Lkw übersehen. An einer Waldkreuzung. Er kam von rechts und hatte Vorfahrt. Aber ich habe nicht angehalten. Habe einfach einen Moment lang nicht aufgepasst. Ich bin für den Tod meiner Eltern und meiner Freundin verantwortlich. Ich ganz alleine.« Elias sank

gegen die Mauer und schloss die Augen. Jetzt war es heraus. Alles schien stillzustehen. Dann spürte er, wie Blanca sich ihm zuwandte und ihn fest umarmte, und jetzt schluchzte er un-
gehemmt.

Elias wusste nicht, wie lange sie so dagesessen hatten. Einige Minuten? Eine Viertelstunde? Es war ihm egal. Das Gespräch hatte ihn vollkommen aufgewühlt, aber in Blancas Armen wurde sein Schmerz auf sanfte Weise gemildert, und er fühlte sich von einer Geborgenheit umfassen wie von einem Schutz-
mantel. Allmählich ließ seine Anspannung nach. Schließlich richtete er sich auf und sah seine Begleiterin an. »Danke, dass du dir das angehört hast«, sagte er leise.

»Danke, dass du mir so sehr vertraust«, entgegnete sie. »Das muss alles sehr schlimm gewesen sein.«

»Ja. Das war es.«

Vor ihnen auf der Spree glitt ein Ausflugsschiff vorbei. Auf dem Sonnendeck drängten sich lärmende und lachende Menschen. Einige der Passagiere winkten zu ihnen herüber und schienen sich nicht daran zu stören, dass sie die Grüße nicht erwiderten.

Elias hielt seine Augen weiter auf den Fluss gerichtet, während er mit trockener Stimme erklärte: »Ich hätte mir damals eine harte Strafe gewünscht. Irgendetwas, das mir helfen würde, ein Stück von meiner Schuld abzutragen. Aber das Gericht hat es anders gesehen. Ich hatte gerade ein Freiwilliges Soziales Jahr als Hilfspfleger in der Charité hinter mir, mit besten Beurteilungen, und Vorstrafen gab es auch keine. Nicht mal einen Strafzettel. Alles wurde zu meinen Gunsten ausgelegt. Ich habe lediglich eine Geldstrafe erhalten. Für drei Menschenleben.«

»Wäre dir denn Gefängnis lieber gewesen? Hättest du dich damit besser gefühlt?«

»Ich weiß nicht.« Er zuckte die Achseln. »Vielleicht.«

»Dein Verlust war doch Strafe genug, findest du nicht?«

»Da war nur Schmerz und Lähmung. Ich wollte etwas ab-

arbeiten. Etwas aushalten. Irgendeine Art von Sühne oder Wiedergutmachung leisten.«

»Es gibt andere Möglichkeiten.«

»Ich hab's versucht. Hab den Sozialdienst in der Charité um ein Jahr verlängert und mich voll reingehängt. Aber meine Schuld ist nicht um ein Gramm leichter geworden.«

»Und dein Studium? Die Religionswissenschaft. Hast du das auch wegen –«

»Das war der Versuch, alles zu verstehen, was passiert ist. Und vielleicht in etwas Höherem Trost zu finden. Aber ich habe ihn nicht gefunden.« Elias lächelte freudlos. »Ich war der Jahrgangsbeste. Habe mit Auszeichnung abgeschlossen. Aber glücklich hat es mich nicht gemacht. Jetzt weiß ich alles über die Götter. Nur nicht, wie sie mir helfen können.«

»Menschen können dir helfen.« Blanca sah zu Elias herüber. »Verwandte und Freunde.«

Er erwiderte den Blick. »Seit damals bin ich ziemlich allein.«

»Aber deine Eltern können noch nicht so alt gewesen sein. Was ist mit deren Verwandten? Hat dich von denen niemand unterstützt?«

»Die Eltern von meinem Vater und meiner Mutter hassen mich seit dem Unfall. Und Jennys Eltern ebenfalls. In ihren Augen bin ich der rücksichtslose Raser, der ihre Liebsten getötet hat. Sie haben mich beschimpft, auch öffentlich. Wochenlang. In der Boulevardpresse. Von denen konnte ich nichts erwarten außer Feindschaft.«

»Das tut mir leid.« Blanca hob ihre Schultern, als wolle sie sich stellvertretend entschuldigen. Dann stutzte sie. »Du hast gerade gesagt ›die Eltern von meinem Vater und meiner Mutter‹. Das klingt komisch. Sie sind doch deine Großeltern, oder?«

»Nein, das sind sie nicht. Deswegen fällt es ihnen auch so leicht, mich zu verachten.« Elias schürzte die Lippen. »Meine Eltern waren nicht meine richtigen Eltern. Nicht im biologischen Sinne. Sie haben mich adoptiert, als ich ein kleines Kind

war. Aber für mich macht das keinen Unterschied. Sie haben mich geliebt und ich sie auch. Unendlich sehr.«

Blanca nickte langsam. »Du warst eine Waise. Und jetzt bist du es wieder.«

»Ja. So kann man es sagen.«

Der leichte Sommerwind wehte ihnen einen Schwall feuchtwarmer Spireeluft entgegen. Am anderen Ufer ertönte das ferne Quietschen eines Zuges, der in die Bahnstation einfuhr. Eine Weile hingen Elias und Blanca ihren Gedanken nach.

»Und Freunde?«, fragte Blanca dann. »Hast du keine Freunde?«

»Keine wirklichen. Niemanden, der mir nahesteht.« Elias zog die Schultern zusammen, als würde ihn frösteln. »Ich hatte nie viele Freunde. Einen gab es. Jan. Jan Stadler. Er war mit mir auf der Sportschule. Wir waren ein gutes Team.«

»Und?«

»Jan war immer sehr korrekt, hatte ein übergroßes Gerechtigkeitsgefühl. Nach der Schule ist er deswegen auch zur Polizei gegangen. Damals, nach dem Unfall, habe ich mich so sehr geschämt. Ich habe mich von allen zurückgezogen, auch von ihm, der immer alles richtig gemacht hat. Bin ihm regelrecht aus dem Weg gegangen. Wir haben uns kaum noch gesehen und uns irgendwann ganz aus den Augen verloren.«

»Alleinsein ist nicht immer gut.« Blanca tätschelte ihm sanft die Schulter.

»Ich weiß.« Elias atmete langsam aus. »Aber ich trage nun einmal diese Schuld, und da komme ich nicht heraus. Bis heute nicht. Das ist wie eine Mauer, die mich von allen anderen trennt.« Er sah zu ihr. »Bei dir hatte ich das erste Mal das Gefühl, dass mich jemand verstehen könnte.«

»Ich verstehe dich sehr gut. So eine schreckliche Erfahrung wie du habe ich zwar nicht gemacht. Aber mit dem Alleinsein kenne ich mich aus. Ich habe meine richtigen Eltern auch nie kennengelernt. Allerdings hat mich auch niemand adoptiert. Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen. Und Vertrauen gab es

dort nicht.« Blancas Augen suchten die seinen, und Elias entdeckte in ihnen dieselbe Melancholie, die ihm schon bei ihrem ersten Zusammentreffen im Café aufgefallen war. Vielleicht hatte ihn ihr Blick deshalb so angerührt. Wegen der Spur von Einsamkeit, die darin lag.

»Jetzt sind wir zwei«, sagte er.

»Ja. Sind wir.«

»Und nun?« Elias lächelte, und er empfand auf einmal eine große Erleichterung. »Was machen wir morgen? Noch ein Museum? Oder möchtest du etwas anderes sehen?« Er deutete mit beiden Armen zum gegenüberliegenden Ufer. »Berlin wartet auf uns!«

Blanca reagierte nicht. Stattdessen senkte sie den Kopf und schwieg.

»Was ist denn los?«, erkundigte er sich erschrocken.

»Heute ist mein letzter Tag. Achtzehn Uhr geht mein Flugzeug.«

»Was sagst du da?«

»Ich hatte nur eine Woche.«

»Aber ... Kannst du nicht verlängern?«

»Nein. Meine Arbeit beginnt wieder. Ich wusste ja nicht, dass ich hier jemanden wie dich kennenlernen würde. Ich bin auf diesen Flug angewiesen. Deswegen muss ich jetzt auch gleich gehen. Es tut mir leid. Das war ein wunderschöner Tag. Wirklich. Und dafür danke ich dir sehr.«

Elias spürte, wie sein innerer Schmerz zurückkehrte. Wie ein Schatten senkte sich die Verzweiflung, die er so gut kannte, auf sein Gemüt. Nur dass sie jetzt noch mächtiger schien.

Eine Weile sagte er nichts. »Wo arbeitest du eigentlich?«, fragte er dann mit trockenem Mund.

»Bei uns in Spanien. Für eine Organisation, die sich mit Zukunftsfragen beschäftigt. Mit der Zukunft der Umwelt zum Beispiel. Aber auch mit anderen Themen. Wir sammeln Ideen, wie man die Dinge später einmal besser machen könnte. Und sicherer.«

»Klingt gut.«

»Ja, das ist es.«

»Und es passt zu dir. Du machst das bestimmt toll.«

»Danke, dass du das sagst.«

»Trotzdem ist es traurig, dass du heute fliegst.«

»Das finde ich auch.«

Noch einmal trat eine Pause ein.

»Elias ...« Blanca hob den Kopf. »Mir kommt da gerade so ein Gedanke. Du hast doch in diesem Jahr deinen Abschluss gemacht. Was willst du damit eigentlich anfangen?«

Er zuckte die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Es gibt keinen Plan.«

Blanca öffnete ihre Handtasche und begann, darin zu kramen. »Es ist nämlich so: Unsere Organisation ist immer auf der Suche nach guten Leuten. Nach engagierten Mitarbeitern, die nicht zu faul sind, über den Tellerrand hinauszudenken. Die Belegschaft ist international. Wenn du nicht unbedingt hier in Berlin bleiben willst ... Vielleicht wäre das etwas für dich.«

»Meinst du das im Ernst?«

»Ja, klar. Ein bisschen kenne dich ja schon. Ich könnte mir das gut vorstellen.« Sie zwinkerte ihm zu, und in ihrer Miene lag wieder dieses verschmitzte Leuchten, das er so mochte. »Dann wären wir Kollegen.«

»Ich ... Das kommt jetzt ein bisschen plötzlich.«

»Du musst dich ja nicht gleich entscheiden. Hier.« Sie zog eine Visitenkarte aus ihrer Handtasche und reichte sie ihm. »Das ist der Kontakt zu einer Kanzlei in Zürich. Die wickelt unsere internationalen Personalangelegenheiten ab. Schick ihnen einfach mal deine Unterlagen. Und schreib dazu, dass ich dich angesprochen habe. Mein voller Name ist Blanca Jimenez Villar. Dann sehen wir, was passiert.«

»Ich überlege es mir.«

»Versuche es. Das verpflichtet dich zu nichts. Tu's für mich.«

Elias drehte die Karte in seiner Hand. »Kanzlei Wehrli & Rüegg«, stand darauf, dazu eine E-Mail-Adresse. »Also gut.

Ich kann es probieren. Ich schicke die Sachen nach Zürich. Das verspreche ich dir.« Er war noch immer perplex von Blancas Idee. Aber je länger er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm der Gedanke. Vielleicht bot sich hier eine Chance, endlich seiner inneren Gefangenschaft zu entfliehen. Das allein war ein guter Grund, auf das Angebot einzugehen. Und es gab noch einen weiteren.

Er hatte sich in Blanca verliebt.

Mit einem leisen Rauschen glitt der Eurocity durch die Schweizer Landschaft. Elias saß in einem Sitz am Fenster und sah zu, wie draußen milde Hügel und kleine Ortschaften vorüberzogen. Der Nachmittag war angebrochen, und es würde nicht mehr lange dauern, bis der Zug Zürich erreichte. Mit seinem neuen Sportsakko und der hellen Leinenhose fühlte sich Elias für das bevorstehende Vorstellungsgespräch recht passend gekleidet. Trotzdem kam er sich vor wie der Hauptdarsteller in einem unbekannten Film, und in seine Neugier mischte sich ein stiller Zweifel, ob er sich richtig entschieden hatte.

Sein Treffen mit Blanca auf der Museumsinsel lag jetzt drei Wochen zurück. Gleich nach ihrem Abschied hatte er seine Zeugnisse und einen kurzen Lebenslauf zusammengestellt und mit einem Anschreiben versehen, in dem er die Empfehlung der Spanierin erwähnte. Viel mehr war ihm nicht eingefallen, denn er wusste ja nicht einmal genau, wofür er sich da eigentlich bewarb. Dann hatte er die Unterlagen per E-Mail an die Kanzlei Wehrli & Rüegg gesandt. Zehn Tage später war zu seiner Überraschung ein Umschlag mit einem Zugticket erster Klasse und einer Einladung in ein Züricher Hotel bei ihm eingetroffen. Dazu Datum und Uhrzeit, mit der Bitte, pünktlich zu sein. Und dieser Termin war heute.

Ein sanftes Ruckeln ging durch den Waggon, als sich der Eurocity über die Weichen vor dem Züricher Hauptbahnhof schob. Links und rechts der Gleisanlagen blitzte die Septembersonne in den Fenstern der Wohn- und Geschäftshäuser auf. Der Zug fuhr in die Station ein und hielt. Elias nahm seinen kleinen Reisekoffer aus der Gepäckablage und folgte den anderen Passagieren hinaus auf den Bahnsteig. Nach der stillen Fahrt wirkte die quirlige und laute Menschenmenge um ihn herum wie ein vielstimmiger Weckruf. Eine freudige Anspannung stieg in ihm

auf und wischte seine anfänglichen Zweifel beiseite. Immerhin hatte er den ersten Schritt getan, um seinem Leben eine mögliche Wendung zu geben.

Beherrscht schritt er durch die riesige historische Bahnhofshalle und trat hinaus ins helle Sommerlicht. Die Adresse des Hotels hatte er schon zuvor im Internet recherchiert. Es lag direkt am Zürichsee, der südöstlich vom Zentrum der Stadt begann. Elias fuhr ein kurzes Stück mit der Straßenbahn und ging den Rest der Strecke zu Fuß. Als er auf die Promenade des lang gestreckten Sees gelangte, atmete er tief durch und genoss den warmen Sommerwind, der von der Wasserfläche herüberwehte.

Auf der linken Uferseite reihten sich mehrere große Hotels aneinander. Die Architektur der Gebäude strahlte eine gediegene Noblesse aus. Es dauerte nicht lange, da hatte er sein Ziel erreicht. Der Gerzinger Hof lag etwas zurückgesetzt hinter alten Bäumen. Das Gebäude mit seiner stuckverzierten Fassade musste mindestens einhundert Jahre alt sein. Jedes Detail an der hohen Vorderfront war auf das Feinste restauriert. Elias staunte. Seine Zeugnisse und Blancas Empfehlung mussten ziemlichen Eindruck gemacht haben, wenn man ihn zu einem Vorstellungsgespräch in solch eine Nobelherberge einlud.

Nach kurzem Zögern betrat er die Empfangshalle. Mit seinen ledernen Sitzgruppen, den ziselierten Säulen und dem großen Kronleuchter verströmte der Raum eine luxuriöse Atmosphäre. Elias durchquerte die Lobby und stellte sich am Rezeptionstresen vor. Der Zimmerschlüssel lag schon für ihn bereit und dazu eine Notiz, in der er gebeten wurde, um siebzehn Uhr hier bereitzustehen. Er sah zu dem großen goldenen Ziffernblatt, das über der Rezeption prangte. Bis zu seinem Auftritt blieben ihm noch fast zwei Stunden Zeit.

Er fuhr im Aufzug nach oben in die vierte Etage und bezog sein Zimmer. Die Möbel und Wände waren in angenehmen Pastelltönen gehalten, und durch die hohen Fenster flutete das Sonnenlicht herein. Es gab einen Balkon, von dem sich ein spektakulärer Blick auf den Zürichsee bot. Eine Weile stand Elias nur

still da und genoss die Aussicht. Dann packte er seinen Koffer aus. Den Rest der Zeit verbrachte er mit dem Versuch, sich das anstehende Gespräch in Gedanken auszumalen, wobei es ihm schwerfiel, seine wachsende Aufregung im Zaum zu halten. Einige Minuten vor der verabredeten Stunde fand er sich wieder an der Rezeption ein.

Die Empfangshalle war jetzt deutlich gefüllter als bei seiner Ankunft. Langsam ließ Elias seine Augen über die Hotelgäste schweifen, die in Ledersesseln saßen oder in kleinen Gruppen beieinanderstanden. Nahezu alle Anwesenden trugen exquisite Kleidung, und so fiel es ihm schwer, zu erraten, wer von ihnen zu der Kanzlei gehören könnte, die ihn hierher eingeladen hatte. Gerade als der große Zeiger der Uhr auf die volle Stunde vorrückte, nahm Elias aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Er drehte sich um. Eine junge Frau in einem eleganten Geschäftsanzug kam mit schnellen Schritten auf ihn zu. Elias stockte. Er kannte die Frau. Es war Blanca.

»Du bist hier?«, brach es aus ihm heraus, als sie bei ihm angekommen war. Ein freudiges Prickeln durchfuhr ihn.

»Willst du mich nicht erst mal begrüßen?«, gab die Spanierin lachend zurück.

Elias umarmte sie. »Hallo. Es ist schön, dich zu sehen. Damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.« Er trat einen Schritt nach hinten und betrachtete Blanca. »Du siehst toll aus!«

»¡Gracias!« Sie strahlte. »Du aber auch.«

»Mit dir kann ich nicht mithalten, aber ich tue mein Bestes.« Er hielt den Kopf schräg. »Aber jetzt mal im Ernst. Bist du extra wegen meines Vorstellungsgesprächs gekommen?«

»Ich wurde dazu eingeladen. Anscheinend dachte man, meine Anwesenheit könnte hilfreich sein. Weil ich dich empfohlen habe und schon ein bisschen kenne.«

»Cool. Dann habe ich jemanden an meiner Seite, der mich in den schillerndsten Farben schildert.« Er zwinkerte ihr zu.

»Das habe ich schon getan. Aber ich bin trotzdem froh, dass ich jetzt gleich dabei sein kann. Apropos ...« Sie schaute auf

die Uhr. »Lass uns nach oben fahren. Wir sind in der Schweiz. Da ist man pünktlich.«

Sie gingen zum Fahrstuhl. Im zweiten Stock verließen sie den Aufzug, und Blanca geleitete Elias den Gang hinunter zu einer Tür, an der in goldenen Lettern der Schriftzug »Kleines Beratungszimmer« stand. Ein darunter angebrachtes Steckschild mit dem Aufdruck des Kanzleinamens Wehrli & Rüegg ließ darauf schließen, dass der Raum eigens für das bevorstehende Gespräch angemietet worden war.

Blanca klopfte kurz an und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, ein. Elias folgte ihr. Das Interieur des Raumes war wie sein Hotelzimmer in dezenten Pastelltönen gehalten. In der Mitte stand ein länglicher Tisch mit hochlehnigen Stühlen. Rechts neben dem Tisch erwarteten sie zwei Männer. Der eine von ihnen war um die sechzig Jahre alt, untersetzt und hatte akkurat geschnittene weißblonde Haare. Er trug einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug, der teuer aussah. Der andere Mann mochte an die zehn Jahre jünger sein und besaß eine schlanke, fast dürre Figur. Sein Anzug in einem matten Blaugrau wirkte deutlich schlichter, und sein schwarzes Haar war kurz rasiert.

»Meine Herren, darf ich vorstellen?«, sagte Blanca an die Männer gewandt. »Das ist unser Gast. Elias Thomsen.« Dann deutete sie auf den älteren der beiden Männer. »Elias, das ist Anwalt Chasper Wehrli von der Kanzlei Wehrli & Rüegg. Und der Herr daneben ist Olivier Poulain. Er arbeitet für unsere Organisation.«

»Sehr angenehm!«, brachte Elias hervor, den eine unterschwellige Aufregung erfasste.

Sie gaben sich die Hände.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Wehrli und wies zum Tisch. Elias setzte sich, und der Anwalt ließ sich ihm gegenüber nieder. Poulain und Blanca wählten die Stühle links und rechts daneben.

»Sie haben uns einige Unterlagen geschickt, Herr Thomsen«, begann Wehrli. Offensichtlich fiel ihm die Rolle des Wortführers zu. Er öffnete eine dünne Ledermappe, die auf dem Tisch bereitgelegt hatte. Mit einer gemessenen Handbewegung zog

er einige Papierbögen daraus hervor, in denen Elias seine Zeugnisse erkannte. »Ihre Nachweise beeindrucken«, erklärte der Anwalt. »Sehr gute Noten in der Sportschule. Zwei Jahre in der medizinischen Pflege engagiert, mit ausgezeichneten Referenzen. Und ein Studium der Religionswissenschaft. Abschluss mit Auszeichnung.« Er blickte auf. »Und nun suchen Sie also ein Betätigungsfeld, in dem Sie Ihre Talente nutzen können.«

»Ja.« Elias wusste nicht so recht, was er noch sagen sollte. Schnell fügte er hinzu: »Blanca ... also Frau Jimenez hat mir erzählt, dass sich die Organisation, die Sie vertreten, mit Umwelt- und Zukunftsfragen beschäftigt. Das interessiert mich. Ich möchte etwas tun, bei dem ich mich engagieren kann. Für etwas Sinnvolles, Gutes.«

Wehrli nickte langsam. »Dann sind Sie hier genau richtig. Ich muss mich zunächst bei Ihnen entschuldigen, dass wir Ihnen im Vorfeld noch keine genaueren Informationen über unsere Arbeit übermitteln konnten. Dass Sie die lange Reise trotzdem auf sich genommen haben und nach Zürich gekommen sind, spricht für Ihr Engagement.«

»Das habe ich sehr gern getan. Was Frau Jimenez mir beschrieben hat, hat mich neugierig gemacht. Und ich gehe davon aus, dass Sie mir heute mehr dazu sagen werden.«

»Natürlich werden wir das. Deswegen sitzen wir schließlich hier.« Wehrli lächelte knapp. Dann wurde er ernst. »Aber bevor wir damit beginnen, gibt es noch eine Sache, die wir gemeinsam klären müssen.«

»Klären?« Elias schrak innerlich zusammen. Hatte Blanca ihnen von dem Unfall berichtet? War das die *Sache*? In seinen Unterlagen hatte er das Ereignis nicht erwähnt. Und auch die damit verbundene Vorstrafe nicht. »Worum geht es denn dabei?«, erkundigte er sich vorsichtig.

»Sie müssen nicht erschrecken«, sagte der Anwalt, dem seine Unsicherheit offenbar nicht entgangen war. »So schlimm ist es nicht. Nur eine bürokratische Formalität.«

»Okay«, erwiderte Elias erleichtert.

»Gleichwohl handelt es sich um eine unverzichtbare Angelegenheit«, fuhr Wehrli fort. Er zog ein weiteres Dokument aus der Ledermappe. Es handelte sich um einen mehrseitigen Text auf cremefarbenen Papierbögen. Elias sah sofort, dass sie nicht zu seinen eigenen Unterlagen gehörten. Der Anwalt schob ihm die Blätter über den Tisch. »Das ist eine Verschwiegenheitsvereinbarung. Der Vertrag verpflichtet Sie, über alles, was Sie hier erfahren werden, strengstes Stillschweigen zu wahren. Gegenüber jedermann, ohne Ausnahme. Das gilt auch für den Fall, dass Sie sich entscheiden, die Tätigkeit, über die wir heute reden, nicht anzutreten.«

»Stillschweigen – wieso ist das nötig?« Instinktiv wich Elias mit seinem Oberkörper ein Stück zurück.

»Diese Art Vereinbarungen sind in bestimmten Branchen durchaus üblich. Sicher haben Sie schon einmal etwas darüber gehört. Große Unternehmen schließen sie oft mit ihren Mitarbeitern ab, um ihre Betriebsgeheimnisse vor der Konkurrenz zu schützen. Die Ergebnisse kostenintensiver Forschung und Entwicklung will niemand gern an die Mitbewerber verlieren.«

»Um so etwas geht es hier also? Um Forschungsergebnisse?«

»Das war nur ein Beispiel. Wie gesagt, Genaueres kann ich Ihnen leider erst mitteilen, wenn Sie die Vereinbarung unterzeichnet haben. Sind Sie damit nicht einverstanden, respektieren wir das selbstverständlich. In diesem Fall wäre unser Gespräch allerdings beendet.«

Elias schielte zu den cremefarbenen Papierbögen. »Was passiert, wenn ich das unterschreibe und dann doch jemandem etwas sage?«

»Was dann geschieht, ist in dem Vertrag genau formuliert. Sie werden es sehen, wenn Sie den Text durchlesen. In erster Linie ist die Vereinbarung mit einer Geldstrafe bewehrt. Wenn Sie vertragsbrüchig werden, schulden Sie der geschädigten Organisation eine festgesetzte Summe. Außerdem kann es zusätzlich eine strafrechtliche Verfolgung geben.«

»Bei der Geldsumme ... Von wie viel reden wir dabei?«

»In unserem Fall«, der Anwalt ließ eine kurze Pause, »von einer Million Euro.«

»Wie bitte?« Elias wich noch weiter zurück. »Das könnte ich niemals aufbringen! Ich wäre auf ewig verschuldet.«

»Herr Thomsen, wir wollen dieses Geld nicht.« Wehrli's Stimme war ganz ruhig. »Wir möchten, dass Sie Stillschweigen wahren. Wenn Sie das tun, haben Sie nichts zu befürchten.«

»Elias«, ließ sich Blanca vernehmen. »Du musst dich wegen der Vereinbarung nicht sorgen. Wir haben sie alle unterschrieben. Das ist heutzutage etwas vollkommen Normales.«

Elias sah Blanca an. In ihrem Gesicht lag keine Spur von Bekümmernis. Er wandte sich wieder Wehrli zu. »Okay. Ich lese mir den Vertrag durch, und wenn er für mich in Ordnung ist, werde ich ihn unterschreiben.«

»Sehr schön.« Der Anwalt richtete sich auf. »Nehmen Sie sich alle Zeit, die Sie brauchen. Und wenn es noch Fragen gibt, stellen Sie sie. Wir sind hier.«

Elias zog den Vertragstext zu sich heran und begann, ihn Blatt für Blatt zu studieren. Das gesamte Dokument war in einer trockenen Juristensprache verfasst, aber an keiner Stelle so unverständlich, dass er darüber gestolpert wäre. Lediglich bei der Erwähnung der Millionenstrafe zuckte Elias für einen Moment zurück. Doch dann beschloss er, Blancas Einschätzung zu vertrauen, und ignorierte sein Unbehagen.

»Ich bin durch«, verkündete er kurz danach. »Die Vereinbarung ist okay.«

»Ausgezeichnet.« Wehrli reichte ihm einen Füllhalter. »Also haben wir das ja so gut wie erledigt.«

Elias nickte und setzte seine Unterschrift unter das Dokument. Der Anwalt wartete, bis die Tinte getrocknet war, dann legte er die Blätter sorgsam in die Ledermappe zurück. »Danke, Herr Thomsen. Sie haben sich richtig entschieden.« Er beugte sich nach vorn. »Dann wollen wir Sie jetzt nicht länger auf die Folter spannen.«